

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Alfred Döblin

November 1918

Eine deutsche Revolution/Erzählwerk in drei Teilen

Zweiter Teil/Erster Band: Verratenes Volk

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Erstes Buch – Der 22. und 23. November

Sturm auf das Polizeipräsidium	9
Die Behörden	27
Von Liebe mit oder ohne Gegenliebe	43
Unterhaltungen zwischen Lehrern	60
Sonnabendabend	82
Gegen Abend nahm die Kälte zu	99

Zweites Buch – Vom 24. zum 27. November

Private Revolution	111
Fortsetzung einiger Liebes- und Kriminalgeschichten	125
Übergang zu größerer Heiterkeit	149
Nachklänge	167

Drittes Buch – Vom 28. November zum 1. Dezember

Das große Hauptquartier in Kassel	183
Die Stimme Lieb knechts über Berlin	205
Jeder macht, was er will	247
Eine Überraschung in Straßburg	264
Reise ohne Ergebnis	272

Viertes Buch – Bis zum 4. Dezember

Niederlage in Ems und neuer Vorstoß	291
Kleine Blütenlese, allerhand Vorgänge	307
Von Wanzen und ihrer Lebensweise	316
Nach Ems	332
In der Apotheke und im Filmatelier	344
Hohe Strategie und kleine Taktik	362

Fünftes Buch – Bis zum 7. Dezember

Träger der Ordnung	389
Unter deutschen Revolutionären	397
Blick in einen dunklen Spiegel	413
Paris, Ängste und Sünden	426
Ein Abschluß	437
Ovationen für Friedrich Ebert	443
Der 6. Dezember	448
Am folgenden Tage	464

Anhang

Editorische Notiz	483
Daten zu Leben und Werk	485
Nachwort	493
Literaturhinweise	503

ERSTES BUCH

Der 22. und 23. November

Eine Republik bauen aus den Materialien einer
niedergerissenen Monarchie, ist schwer.
Es geht nicht, bis erst jeder Stein anders
gehauen ist, und dazu gehört Zeit.
(Chr. Lichtenberg)

Sturm auf das Polizeipräsidium

Ein junger Mensch kehrt aus dem Krieg zurück, gewinnt dem Leben in Berlin keinen Reiz ab und trifft andere, denen es ebenso geht. Einige aufgeregte Leute stürmen das Polizeipräsidium und können danach besser schlafen. Es ist der 22. November 1918.

Berlin war eine Häuserwucherung, die sich flach und düster in der sandigen Mark ausbreitete. Ein armseliges Rinnsal, die Spree, durchzog sie. Das Fließchen nahm schwarze und schillernde Farben an von den Abwässern, die man hineinleitete, die Häuser wandten ihm den Rücken zu, Schuppen und Kohlenlager bedeckten seine Ufer. Im Hansaviertel, im Tiergarten öffnete sich die Welt ein wenig um das trübe, proletarische Gewässer; es sah Bäume und Boote und war glücklich, die Steinmassen verlassen zu können, aus denen der Unrat troff. Aber noch lange draußen in der Ebene stellten sich Fabriken um das Fließchen, Anlagen groß wie eine Stadt, und darin abermals Menschen, die arbeiteten.

Die Stadt Berlin wucherte auf Sand, der in Urzeiten Meeresboden war. Wo früher Fische schwammen, lebten jetzt Menschen, und in so großer Zahl und auf so karger Erde, daß der größte Teil von ihnen entbehrte und schwer fronden mußte, um am Leben zu bleiben. Im Norden, Süden und Osten der Stadt, im ganzen weiten Umkreis standen die Fabriken, die man für entfernte Städte und Länder errichtet hatte. Viele von ihnen waren im Krieg entstanden, in dem nun verlorenen Krieg von 1914 bis 1918, und viele hatten sich auf Kriegsbedarf umgestellt. Aber da war kein Krieg mehr. Was sollte man mit den Fabriken? Die Besitzer und der Staat hatten kein Geld, um wieder Friedensfabri-

ken aus ihnen zu machen. Es fehlten auch die Rohstoffe. Es gab hungrige Abnehmer, aber keinen, der bezahlen konnte, und das Ausland war verschlossen.

Da brachen Streiks aus. Der Haß der Arbeiter gegen die Fabrikherren machte sich Luft. Es bestand die Gefahr von Fabrikbesetzungen.

Im Osten und Norden der Stadt drängten sich die Menschen, die aus dem Krieg kamen, es kamen immer neue, die Demobilisierung war noch im Gange. Schreckliche Wohnungsnot herrschte. Wer eine Wohnung wollte, mußte Hunderte Mark bezahlen, das nannte man Abstandsgeld.

Im Westen, wo der Reichtum und der Luxus saß, waren die prächtigen und vornehmen Kaufläden zwar geöffnet, aber Kostüme, Schuhe und Hüte in diesen Läden kosteten viel, dazu war ihr Glanz nur scheinbar: die Kostüme bestanden aus Kriegsstoffen, die sich rasch auflösten, wie das Papier der Zeitungen und Bücher, das nach kurzer Zeit gelb wurde.

Der abendliche Glanz der Straßen und Plätze hatte nachgelassen; man sparte Kohlen, jede dritte Laterne brannte. Über einen großen Teil der Stadt breitete sich ein ängstlich unsicheres Halbdunkel, als ob man Fliegerüberfälle erwartete.

An diesen Novembertagen, wo sich die Finsternis von Niederlage und Zusammenbruch auf die wimmelnde Stadt niederließ, fühlten viele in ihr das Verhängnis, die nahende Gefahr. Und wie im Krieg, bei Epidemien sich in den Dörfern die Zettel an den Mauern und Scheunen verbreiteten: »Achtung! Cholera«, »Warnung! Flecktyphus«, so zeigten sich mehr und mehr an Häusern und Villen Schilder: »Sechszimmerwohnung, Achtzimmerwohnung, Zehnzimmerwohnung, mit Garten, Balkon, mit Mobiliar, ohne Mobiliar, ganz und geteilt zu vermieten, zu verkaufen.« In manche dieser Villen und Wohnungen zogen schon die speckigen Götter ein, die der Krieg hervorgebracht hatte, die sich von der neuen Not der Menschen nährten, die Götter mit den Köpfen von Aasgeiern – die Spekulanten und ihr Anhang.

Verdrossen irrt an diesem Freitag, dem 22. November, der ehemalige Leutnant Maus in den Berliner Straßen herum. Sein Vater ist Legationsrat, einer von der alten Sorte, der ihn täglich nach Heldentaten ausfragt, um damit im Amt zu prunken; die Mutter macht es nicht besser. Er hat ein halbes Jahr in einem elsässischen Lazarett gelegen, seine linke Schulter ist steif und noch nicht ganz geheilt, über Naumburg ist er nach Hause gekommen, und nun ist er da und weiß in der Stadt mit sich so wenig anzufangen, wie die Zehntausende, die noch anmarschieren. Wie dünner Schlamm werden sie alle, diese unbeschäftigten Massen, abends von ihren Häusern aufgesogen und bleiben nachts unsichtbar, aber morgens werden sie wie von einem Riesenschlauch auf die Straße gespült und rieseln da lange Stunden.

Maus mit seinem jungen rotbäckigen Gesicht ist ein unauffälliger, freundlicher Mensch, der es noch zu nichts gebracht hat. Er hat kräftige Glieder, die sich regen wollen, seine graublauen Augen blicken offen, seine Hoffnungen sind nicht mehr auf Karriere gerichtet. Er möchte nur wissen, ob er auf der Welt noch irgendwie von Nutzen ist.

Man hat im ehemaligen »Lunacafé« am Kurfürstendamm eine Stelle für »behelfsmäßige Entlassung von Heeresangehörigen« eingerichtet. Maus gerät mittags hinein. Im Gedränge tappt ihm jemand auf den Rücken und steckt den Kopf von hinten über seine Schulter. Es ist Karl Ding, genannt das Große Ding, ein ehemaliger Schul- und Studienkamerad, der im Krieg Hilfsdienst tat und auch nicht weiterweiß. Er sieht sich hier wie Maus um. Sie schütteln sich die Hände. Maus denkt: den gibt es also auch noch. Das Große Ding lächelt gewinnend von oben herunter, ein sanftes Känguruh, aber Maus ist es nicht zum Lachen, die andern blicken auch trübe, man ist hier wie in einem Trauerhaus, bei der Beerdigung eines Mannes, der viele Schulden hinterlassen hat. Das Ding tritt Maus auf den Fuß und flüstert: »Wenn du glaubst, hier etwas zu finden, völlig aussichtslos.«

Er selbst ist auch nur hier, weil man bei ihm zu Hause nicht

heizt, hier zwar auch nicht, aber man bewegt sich, und die vielen Menschen. Die beiden drängen hinaus.

Das Ding schiebt einen Arm unter Maus' rechten. Er beschnüffelt Maus und fragt plötzlich: »Was machst du eigentlich, Maus? Wo stehst du?«

Maus bittet, ihn mit solchen Fragen zu verschonen. Das Ding ist außer sich, aber nicht beleidigt. Daß sich dieser Kerl an mich hängt, denkt Maus. Schwatzend trabt die lange herzliche Gestalt, zuletzt Armierungssoldat, neben ihm bis zur Uhlandstraße. Da stellt sich an der Haltestelle der Elektrischen ein jüngeres ernstes Weib gegenüber. Nicht uneben, denkt Maus, obwohl sie eine Stahlbrille trägt. Sie nähert sich dem überraschten Ding. Sie küssen und umarmen sich. Maus vermutet, es ist seine Schwester, er hat sie seit seiner Einberufung nicht gesehen. Aber glücklich und als wenn sie ein Geschenk wäre, präsentiert ihm der lange Bursche dieses Fräulein als Grete Gries, seine Verlobte, von der er sich gestern abend verabschiedet hat – sie können sich vor Glück nicht fassen, daß diese schmerzliche Trennung zu Ende ist.

Maus zieht seinen Hut und will gehen. Aber da hat er nicht mit dem Großen Ding gerechnet, der über zu viel Seligkeit verfügt, um sie allein genießen zu können. Der Lange flüstert mit seinem Fräulein, und dann hängt sich schonend an Maus' kranken linken Arm das Fräulein, das Ding geht rechts, und so wird der traurige Soldat eskortiert von einem jungen Brautpaar. Er muß mit ihnen marschieren und hat gedacht, heute wie immer trübe seines Wegs zu ziehen.

Man dirigiert ihn in seine eigene Wohnung, von der man, wie man strahlend gesteht, voraussieht, daß sie geheizt ist. Maus nimmt daran keinen Anstoß. Er hat nichts dagegen, mit dem Großen Ding und seiner Flamme bei sich zu Hause zu sitzen und eine Stunde totzuschlagen.

Es war bei ihm wirklich geheizt. Die Mutter schlief, so blieben sie von Bewunderung und Mitleid verschont. Die beiden Gäste begannen abzulegen und sich in der Wohnung umzusehen. Dar-

auf überschütteten sie sich mit Beweisen ihrer unersättlichen Zärtlichkeit. Schließlich machten sie es sich in den beiden Polstersesseln von Maus' Zimmer bequem und saßen nun da, wie seit Urzeiten, umschlungen. Maus ließ es mit einem Gemüt, das sich immerhin mehr verhärtete, geschehen. Er mußte sich mit einem einfachen Rohrstuhl begnügen.

Bald spann sich ein Gespräch an. Das Fräulein liebte ihn nach seiner Schulter und seiner Rente auszufragen. »Wieviel Geld bringt Ihnen eigentlich Ihre steife Schulter ein?«

Er erwiderte, ohne sich etwas merken zu lassen: das Verfahren schwebe noch, die Rente richte sich nach dem Grad der Versteifung. – Ob er vor dem Krieg einen körperlichen Beruf ausgeübt habe? – Er hätte die Absicht gehabt, Offizier zu werden, aber damit sei es natürlich aus, wegen des Arms und überhaupt.

»Und Sie machen es also wie die andern«, schloß das Fräulein, welches dieses Verhör leitete, »Sie laufen herum, haben schlechte Stimmung, verbreiten schlechte Stimmung und warten ab.«

Maus zuckte die Achseln.

»Ich glaube«, verkündete das Große Ding, »du wirst noch lange so laufen können.«

»Das glaube ich auch«, sekundierte ernst und ohne Mitleid Fräulein Gries, »es kommen immer mehr Leute, für Anfang Dezember wird das ganze Frontheer erwartet.«

»Dann wird sich einiges ändern«, meinte hoffnungsvoll Maus.

Das Fräulein stimmte zu: »Dann wird das ganze Heer auf dem Kurfürstendamm, in Tempelhof, in der General-Pape-Straße stehen, und überall werden sie Karten bekommen, und man wird ihnen einen schönen Stempel aufdrücken.«

»Es wird ein mächtiges Gedrängel geben«, dröhnte das Große Ding.

»Und wie soll es auch anders werden, von wo? Die reichen Herren werden sich einen Schwung geben und sich samt der gnädigen Frau und den Jören in die Autos verladen und mit ihren Geldmappen in die windstille Schweiz fahren, und dann werden

wir hier unter uns sein und an den Knöpfen abzählen, wer die Kriegsentschädigung zahlt.«

Das Fräulein meinte: »Sie wird hoch sein.«

Das Große Ding resümierte milde: »Es ist einfach aussichtslos. Es geht nicht weiter. Wo man hinblickt, sind die Wege versperrt.«

Maus blickte die beiden gereizt an. Sie saßen in seiner Stube auf seinen Fauteuils. Wozu waren sie eigentlich heraufgekommen? Um ihm zuzusetzen? Da wäre er besser alleine geblieben.

Das Fräulein öffnete wieder den Mund, sie hatte mit dem Ding einen Blick gewechselt und schlug plötzlich einen andern Ton an: »Es gibt eine Lösung, Herr Maus.«

Und merkwürdig, wie sie so anfang, legte sich sein Ärger, und sie und das Große Ding waren nicht mehr Verlobte, die ihn belästigten. Er sah plötzlich den trüben Ernst, der auch über die beiden floß, denselben Ernst, den alle Leidensgenossen auf der Straße trugen, die nicht wußten, wohin. Und er hörte die Stimme von jemand, dem es wie ihm ging, von Fräulein Gries, sagen:

»Wir können nicht hoffen, daß für uns Brot und Arbeit vom Himmel fällt. Keiner nimmt sich unserer an. Alle wollen sich von der Verantwortung drücken. Wer einen Posten hat, ist froh, daß er drin sitzt. Klopfen Sie in den Büros an: man weiß keinen Rat, man hat kein Geld. Man sagt: Gehen Sie dahin, gehen Sie dahin, um Sie abzuwimmeln. Da müssen wir schon unsere Sache allein in die Hand nehmen.« Das hörte Maus, und ihm kam vor, er hörte es zum erstenmal, er sperrte die Ohren auf: »Leicht gesagt, aber wie?«

»Wie?« wiederholte ernst und bestimmt das Fräulein, stellte ihren Ellenbogen auf das Knie und stützte den Kopf darauf. »Es wird Ihnen schwerfallen, sich das vorzustellen.«

Sie ist eine saubere ernste Person, dachte Maus, als er auf ihren glatten blonden Scheitel blickte. Sie trägt ein billiges Wollkleid, vielleicht ist es nicht einmal Wolle.

»Wie denken Sie überhaupt für sich auf einen Einfall zu kommen, Herr Maus? Sie Männer überhaupt. Im Frieden hatten Sie es

nicht nötig, und im Krieg mußten Sie gehorchen. Aber ich habe Karl gesagt: Du bist jetzt zu Hause, und es bleibt dir nichts weiter übrig, als deine eigenen fünf Sinne zusammenzunehmen. Erzählt bloß nichts von euren Heldentaten. Seht euch an, was ihr damit erreicht habt. – Verzeihen Sie, Herr Maus, wenn ich so offen rede.«

»Sie meinen wegen meiner Schulter? Pah.«

Aber die Schulter tat ihm doch sehr weh, das viele Herumlaufen bekam ihm nicht.

»Was hat mir Karl alles erzählt vor drei Monaten, wie es in Deutschland werden würde nach eurem Sieg, und siegen würdet ihr ja gewiß. Ich hab' das geglaubt. Warum es leugnen? Aber die Lüge, Herr Maus, die hab' ich schon vorher bemerkt. Die Lüge, wissen Sie was davon?«

Maus kam sich wie ein kleiner Schüler vor: »Was meinen Sie damit?«

Fräulein Gries: »Haben Sie Liebknecht gehört?«

Maus: »Gott sei Dank, nein. Ich spucke auf die Revolution.«

Ihm stand vor Augen der kümmerliche Kriegerverein, der sich seinem Lazarettzug auf der Rückfahrt vom Elsaß nähern wollte, biedere Männer in guter Ordnung mit einer roten Fahne. Sein Freund Becker stand auf Stöcken neben ihm, sie staunten beide, daß sich dies für Revolution ausgab.

Und während die Frauenstimme weiterredete, hörte Maus seinen Freund Becker sprechen, im Zug, in der Nacht der Abfahrt:

»Die Nacht. Die Nacht kommt, und jetzt ist Friede, der liebliche Friede. Wir wollen ihn uns niemals entreißen lassen.«

Wie hatte man in den Tagen geträumt und gehofft. Ach, wie hatte Maus auch von Hilde geträumt, von ihr, die nicht schrieb, deren Liebe sich Maus nicht aus dem Herzen reißen konnte, seine Krankenschwester im Lazarett. Sie schrieb nicht. Sie hatte ihm also doch nicht verziehen, daß er am letzten Tage, beim Abschied, in der Aufgewühltheit des Abschieds, sie so wild, wahrhaftig wie ein Tier, an sich riß. Sie schrieb nicht, seine Geliebte. Das war das

schlimmste. Es war zum Verzweifeln. Er lag in einem schwarzen Brunnen.

Das Fräulein öffnete ihre Handtasche und zog ein Büchlein heraus. Sie sprach sanft, Maus achtete auf, weil ihre Stimme zitterte:

»Sie müssen mir zuhören, Herr Maus. Sie müssen wissen, wie es bei uns zuging. Wie man uns durch den Krieg schleppte. Man hat uns erstickt in Lügen. Wenn Sie sich durch irgend etwas verdächtig machten, eine unüberlegte Frage stellten, wurden Sie bewacht, als wenn Deutschland feindliches Ausland wäre. Für wen geschah das? Für Sie, für euch Soldaten draußen? Nein, für den Kaiser und seine Generale. Die wollten ihren siegreichen Krieg führen. Wir, das Zivil, mußten dazu unsere Brüder, Männer und Söhne hergeben und hatten sonst stille zu sein. Sie ließen uns nicht mal wissen, was draußen vorging. Sie taten immer so, als ob da eine heilige Sache, eine hohe Wissenschaft sei, von der wir doch nichts verstünden. Sie wollten nur nicht, daß man ihnen in ihr Spiel schaute. Und dann haben sie alles verspielt. Und uns und unsere Zukunft mit. Und darum laufen wir so herum.«

Das ist erstaunlich, dachte Maus. Das kann doch nicht wahr sein. Wir haben eben Krieg geführt, und wir haben ihn verloren.

Das Fräulein hob ihr Büchelchen: »Sehen Sie sich dies Heft an. Ich bin Lehrerin in einer Volksschule. Das hat man uns gegeben, und wir mußten den Kindern daraus vorlesen. Die Kleinen saßen da, in ihren dünnen Kleidchen, mit leeren Mägen, mit hohlen Augen und blassen Gesichtern, Opfer der Blockade. Weil der Kaiser mit England Krieg führen wollte, mußten die Kleinen hungern. Die Generale schrien über die Blockade. Aber auf diesen zarten Schultern der Kinder hockten die dicken Generale, der ordenbehängte Große Generalstab, und von da kämpften sie herunter. Und damit die Kleinen die Generale trugen und es gern taten, mußten wir ihnen Geschichten erzählen, wie die hier. Sehen Sie schon den Umschlag. Hier steht: ›Deutsche! Fordert deutsche Erzeugnisse. Deutschen Kognak, deutschen Likör Hindenburg. Die

besondere Genehmigung zur Führung des Namens Hindenburg ist von Seiner Exzellenz dem Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg erteilt worden.« Und dann die Geschichten: Hindenburg im Leben des Kindes. Vor der Siegessäule steht ein großer hölzerner Hindenburg. Ein Engelchen steigt vom Himmel herunter und klopft einen Nagel ein. Und dazu hat man gedichtet: »Aus des Himmels hochgewölbtem Bogen hat ein Engel in der blauen Nacht einen Sternennagel still gezogen und zur Erde mitgebracht.« Das mußten wir vorlesen.«

»Aufhören!« schrie das Große Ding. »Es ist nicht zu ertragen, Grete.«

Aber sie sprach leise weiter und hielt das Heft: »An diesen Schurkereien haben sich deutsche Intellektuelle beteiligt. Herr Maus, die Werke der deutschen Literatur liebe ich unverändert. Aber ich habe jedes Vertrauen zu unsern Intellektuellen verloren.«

In Maus krampfte es sich zusammen. Was ist das alles. Mir ist das alles gleich. Soll sie mir doch sagen, wie es weitergeht. Das Gerede der Frau entfachte in ihm einen düstern Zorn, der verschlang die Erinnerung an Becker und an das Schluchzen im rollenden Eisenbahnwagen: Friede. Süßer Friede. Er blickte zum Großen Ding herüber: »Also was machst du, Karl?«

Der runzelte die Stirn und hob beide Fäuste: »Ich stehe zur Revolution.«

Das Fräulein: »Wissen Sie eine andere Rettung? Wer soll hier strafen, den Unrat beseitigen, das Volk aufklären, Ordnung schaffen? Die Regierung von heute kann nicht. Sie will auch nicht.«

Das Große Ding war aufgestanden und schwang seine Arme. Er zitierte: »Die Hohenzollern hatten gehofft, bei Kriegsende siegreich durch das Brandenburger Tor zu ziehen, statt dessen ist das Proletariat eingezogen. Alle Throne in Deutschland sind gestürzt. Die Fürsten, die Generale, die Krautjunker, die Massenmörder haben sich in die Mäuselöcher verkrochen.«

Das Fräulein: »Das hat Liebknecht gesagt.«

Wieder klangen in Maus' Ohr Beckers Worte: »Die Nacht. Die Nacht. Jetzt kommt der Friede. Ich bin glücklich, daß wir dies erleben konnten.«

Der düstere Zorn in Maus. Er flüsterte: »Wir an der Front haben getan, was wir konnten. Wir sind nicht daran schuld, wenn andere hinten es so getrieben haben.«

Und er fühlte seine kranke Schulter, dachte an den sterbenden Flieger Richard im Lazarett neben seinem Zimmer, und die ferne Hilde. Er hatte plötzlich Tränen in den Augen, über den ganzen Jammer, und von aller Welt war man im Stich gelassen.

Die junge Lehrerin sah sein Gesicht blaß werden, seine Lippen zucken. Sie kam auf ihn zu und nahm seine Hand. Ja, sie strich seine Hand, als er den Kopf auf die Brust fallen ließ.

Ein Kanarienvogel sang im Nebenzimmer. Das vermehrte den Schmerz des armen Maus. Er zog seine Hand weg.

In Maus erfolgte ein plötzlicher Umschlag. Ein Entschluß fuhr wie ein Blitz durch ihn: mit dieser ganzen Jämmerlichkeit mach' ich ein Ende.

Und er ging, ohne seine beiden Gäste zu beachten, zur Kommode hinter den Fauteuils, in einer raschen Bewegung, wie sonst, wenn er von der Kommode seinen Gürtel und die Revolvertasche nahm. Als ihm der Spiegel sein Bild, sein verbissenes Gesicht zuwarf, sagte er mit heiserer Stimme, indem er die Haare mit einem Ruck aus der Stirn warf: »Also bitte. Was soll sein? Ich stehe zur Verfügung. An mir soll's nicht fehlen.«

Während sie aufbrachen, trieb es ihn noch einmal zur Kommode. Er bückte sich, zog die unterste Schublade auf und stopfte sich den Revolver in die Tasche. Auf der Straße neben den beiden, den Revolver in der Tasche, in seiner Hand, war ihm wohl. Zum erstenmal, seit er wieder in Berlin war, war ihm wohl. Er war eigentlich eben erst angekommen, zurück aus dem Feld. Er erkannte jetzt alles wieder, die Straßen, die Häuser, Geschäfte. Es war Berlin, furchtbar verkommen.